

(Nachdruck verboten.)

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Gsch.

Das Geschrei nahm zu, vervielfältigte sich, stieg hier und da in die Luft. Von allen Seiten kamen Leute, die sich um Sissow und die Mutter zusammendrängten. Dann hüpfen Polizeipfeife in die Luft, aber ihre Triller ersticken das Geschrei nicht. Der Alte lachte, der Mutter aber erschien alles wie ein fremdlicher Traum. Sie lächelte, drückte die Hände, verbeugte sich, und gute, helle Tränen schnürten ihr die Kehle zusammen. Ihre Hüfte zitterten vor Müdigkeit, aber ihr freudegesättigtes Herz, das alles in sich aufnahm, warf gleich dem hellen Spiegel eines Sees die Eindrücke zurück. Ganz in ihrer Nähe aber rief eine helle Stimme aufgeregt:

„Genossen! Freundel! Das Ungeheuer, das das russische Volk verschlingt, hat heute wieder seinen abgrundtiefen, gierigen Magen aufgerissen.“

„Na, Mutter, laß uns gehen!“ sagte Sissow.

Und im selben Augenblick erschien, man wußte nicht woher, Sascha, hatte die Mutter ein und zog sie schnell auf die andere Straßenseite hinter sich her, indem sie sagte:

„Kommen Sie, sie haßen vielleicht drein oder verhaften welche. . . Was? Verbannung? Nach Sibirien?“

„Ja, ja.“

„Wie war er, hat er gesprochen? Ich weiß es übrigens. Er war stärker und einfacher als alle anderen, härter als alle, natürlich, ja. Er ist feinfühlig, zärtlich, schämt sich aber, sich zu offenbaren. Er ist klar und fest wie die Wahrheit selbst. In vielen Dingen aber legt er sich selbst Zwang auf, aus Besorgnis, es könnte ihn in seiner Arbeit stören. Ich weiß das.“

Ihr leidenschaftliches Flüstern, die heißen Worte ihrer Liebe beruhigten die Erregung der Mutter, hoben ihre gesunkenen Kräfte.

„Wann fahren Sie zu ihm?“ fragte sie leise und freundlich und drückte den Arm des Mädchens an ihren Körper. Das Mädchen blickte zueversichtlich vor sich hin und antwortete:

„Sobald ich jemand finde, der meine Arbeit übernimmt. Ich erwarte ja auch mein Urteil. Wahrscheinlich schicken sie mich auch nach Sibirien. Ich erkläre dann, ich wünschte mich in der Gegend anzusiedeln, wo er ist.“

Hinten ertönte Sissows Stimme:

„Dann grüßen Sie ihn von mir! Von Sissow. Er weiß Bescheid. Fedor Masins Onkel.“

Sascha blieb stehen, wandte sich um und streckte die Hand aus.

„Ich bin mit Fedja bekannt. Ich heiße Alexandra.“

„Und nach dem Vater?“

Sie blickte ihn an und erwiderte:

„Ich habe keinen Vater.“

„Das heißt: er ist tot?“

„Nein, er lebt!“ erwiderte das Mädchen erregt und etwas Hartnäckiges, Eigensinniges Klang aus ihrer Stimme, kam in ihrem Gesicht zum Vorschein. „Er ist Guttsbesitzer, jetzt Landeshauptmann; er bestiehlt die Bauern und prügelt sie.“

„So—o?“ erwiderte Sissow betreten. Er schwieg einen Augenblick und sagte, während er neben dem Mädchen herging und sie von der Seite anblickte:

„Nun, Mutter, leb wohl! Ich gehe links. Komm mal zu mir, plaudern oder Tee trinken. Auf Wiedersehen, Fräulein. Sie sind streng gegen Ihren Vater. Aber das ist Ihre Sache.“

„Wenn Ihr Sohn ein Lump wäre, würden Sie das sagen?“ rief Sascha leidenschaftlich.

„Im . . . ich würd's allerdings sagen!“ antwortete der Alte etwas zögernd.

„Das heißt also, Ihnen ist die Gerechtigkeit teurer als Ihr Sohn, und mir ist sie teurer als mein Vater.“

Sissow schüttelte lächelnd den Kopf und sagte dann seufzend:

„Nu, nu! Sie sind alle sehr fix! Wenn Sie so dabei bleiben, kriegen Sie noch die Alten unter. Steckt viel Hitze in Ihnen. Leben Sie wohl, ich wünsche Ihnen alles Gute, und seien Sie etwas milder gegen die Menschen, ja? Nun, Gott mit Ihnen! Leb wohl, Nilowna! Wenn Du Paul siehst,

sag ihm, daß ich seine Rede gehört habe. Es war nicht alles verständlich, einiges sogar schrecklich, aber sag nur, es stimmt!“

Er nahm die Mütze ab und bog gemessen um die Straßenecke.

„Das muß ein guter Mann sein!“ meinte Sascha, die ihm einen lächelnden Blick aus ihren großen Augen nachsandte.

Der Mutter erschien das Gesicht des Mädchens heute weicher und milder als sonst.

Zu Hause setzten sie sich auf das Sofa, rückten eng aneinander, und nachdem die Mutter in der Stille ausgeruht, sprach sie wieder von Saschas Reise zu Pawel. Das Mädchen blickte mit seinen großen, träumerischen Augen in die Ferne, indem es die dichten Brauen nachdenklich in die Höhe schob; über ihr blaßes Gesicht verbreitete sich ein Ausdruck ruhiger Nachdenklichkeit.

„Dann, wenn Ihr Kinder bekommt, ziehe ich zu Euch und spiele Wärterin. Und wir richten uns dort jedenfalls nicht schlechter als hier ein. Arbeit wird Pawel finden, seine Hände sind Gold wert.“

Sascha warf einen forschenden Blick auf die Mutter und fragte:

„Aber wollen Sie nicht sofort hinter ihm her reisen?“

Die Mutter seufzte:

„Was kann ich ihm nützen? Ich löse ihn nur bei einer Flucht, und er würde auch seine Einwilligung nicht geben.“

Sascha nickte.

„Das würde er nicht.“

„Außerdem habe ich ja hier zu tun,“ fügte die Mutter mit leisem Stolz hinzu.

„Ja!“ erwiderte Sascha nachdenklich. „Das ist gut.“

Und plötzlich fuhr sie zusammen, als würde sie eine Last von sich ab und sagte einfach und halblaut:

„Er wird nicht dort bleiben. Er wird natürlich fliehen.“

„Aber was wird aus Ihnen und aus dem Kind, wenn eins kommt?“

„Ich weiß nicht. Das werden wir dort sehen. Er soll mit mir nicht rechnen; ich will ihm nicht zur Last fallen. Er muß jeden Augenblick frei sein, ich bin sein Genosse. Ich weiß, es wird mir schwer sein, mich von ihm zu trennen, aber natürlich finde ich mich darein. Ich will ihm nicht im Wege sein, nein.“

Die Mutter fühlte, daß Sascha fähig sei, so zu handeln, wie sie sprach. Sie umarmte sie und sprach:

„Mein liebes Mädchen, es wird Ihnen schwer werden!“

Sascha lächelte und schmiegte sich mit dem ganzen Körper an sie. Ihre Stimme klang leise aber kräftig, und in ihrem Gesicht kam Röte zum Vorschein.

„Bis dahin ist es noch weit. Aber glauben Sie nicht, daß es hier Opfer gibt. Ich weiß, was ich tue und was ich erwarten kann. Ich werde glücklich sein, wenn er sich mit mir wohl fühlt. Meine Aufgabe, mein Wunsch ist, seine Energie zu vermehren, ihm so viel Glück zu verschaffen wie ich kann. Ich liebe ihn sehr. Und er mich auch, ich weiß es! Wir tauschen dann unsere Gefühle aus, bereichern uns dadurch gegenseitig und wenn es sein muß, trennen wir uns als Freunde.“

Mit glücklichem Näckeln sagte die Mutter langsam:

„Ich komme zu Ihnen. Vielleicht schicken sie mich ebenfalls dorthin.“

Und lange Zeit dachten beide schweigend und dicht aneinandergeschmiegt über den geliebten Mann nach. Es war still, angenehm, traurig und warm.

Dann erschien Nikolai müde und meinte, nachdem er sich ausgekleidet, hastig:

„Nun, Sascha, machen Sie sich aus dem Staube, so lange Sie noch unverfehrt sind! Hinter mir laufen seit heute morgen zwei Spione her, und zwar so unheimlich-heimlich, daß die Sache nach Verhaftung riecht. Ich habe eine Ahnung. Es ist irgendwo was passiert. Sehr gelegen kommt mir da Pawels Rede, sie soll gedruckt werden. Bringen Sie sie zu Ludmila und stehen Sie sie an, schnell zu arbeiten. Pawel hat prächtig gesprochen, Nilowna! Nehmen Sie sich vor den Spionen in acht, Sascha. Warten Sie, diese Papiere verstecken Sie auch. Geben Sie sie vielleicht Ivan.“

Während er sprach, rieb er kräftig seine erfrorenen Hände, trat zum Tisch, zog schnell die Schubladen heraus und suchte

allerhand Papiere hervor. Die einen zerriß er, andere legte er besorgt und zerzaust beiseite.

„Ich hab' doch erst kürzlich alles aufgeräumt und nun hat sich schon wieder all der Krimskräms angesammelt, zum Teufel! Wissen Sie, Milowna, für Sie ist es vielleicht auch besser, nicht zu Hause zu übernachten. Bei der Musik zugegen zu sein, ist sehr langweilig, und man kann Sie leicht ebenfalls einsperren. Sie müssen aber unbedingt mit Pawels Rede nach verschiedenen Orten fahren.“

„Was können die Gendarmen mit mir anfangen?“ sagte die Mutter. „Vielleicht irren Sie sich auch.“

(Fortsetzung folgt.)

Vertilgung von Insekten und Anzeigefier.

Wenn die Insektenplage in der Stadt auch keine so große ist als auf dem Lande, sofern nämlich die Vertreter der fliegenden Arten in Betracht kommen, machen sich die mehr kriechenden Plagegeister in der Stadt, hauptsächlich in älteren Häusern, mehr und desto unangenehmer bemerkbar. Die Hausfrau schützt hier wie dort — auf dem Lande und in der Stadt — ihre Küche und Speisekammer vor Fliegen und sonstigen fliegenden Gästen wohl am einfachsten durch eingesehte Drahtfenster oder über die Speisen gedeckte Drahtkörbe. Ein Schutz gegen alles, was da krecht und flucht, ist schon insofern angebracht und sogar geboten, als viele Insekten und Fliegen zweifellos eine Gefahr für unsere Gesundheit bedeuten. Dadurch daß sie von Müllhaufen und Kadavern große Mengen von Fäulnisstoffen und Bakterien mit fortführen und auf unsere Haut und Genußmittel übertragen, ist schon manche Krankheit entstanden.

Es ist mithin erklärlich, daß man die Insektenausrottung — besonders die der Fliegen — durch Fliegenbrote, Fliegenpapier, Fliegenleim, in letzter Zeit durch die in Masse in den Verkehr kommenden Fliegenfänger anstrebt. Letztere Fangapparate sind so hergestellt, daß sich aus kleinen Blech- oder Pappkästen Wänder von Pergamentpapier herausziehen lassen, die sich während des Herausziehens mit Kautschukleim bestreichen. Die Fliegen würden natürlich nicht „auf den Leim gehen“, wenn ihnen nicht trügerisch etwas Lederes in Aussicht gestellt würde. Meistens ist es Honig, der — schon in ganz geringen Spuren unter den Leim gemischt — eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf alle Insekten ausübt. Schon nach kurzer Zeit ist bei guten Apparaten das Band so dicht besetzt, daß es abgeschnitten und ein neues Stück herausgezogen werden muß. — Bei Beginn der Sommerferien hört man in Berlin einen meist aus Kindermund kommenden Ruf ertönen, der, langgedehnt und in gleichmäßiger Betonung und gleichem Tonfall einen Fangapparat, nämlich die bekannten „Fliegenfänger“ den Bewohnern ankündigt. In diesem Sommer dürfte der Geschäftsumsatz in diesem Artikel wohl keinen allzu bedeutenden Umfang angenommen haben.

In der Stadt, besonders der Großstadt, sind es eigentlich nur die Fliegen, gegen die man als die einzigen fliegenden Vertreter der Insekten zu Felde ziehen muß. Auf dem Lande sieht es damit schon anders aus. Die dem auf kurze Zeit sich „draußen“ aufhaltenden Großstädter unheimlich und andauernd furende Atmosphäre berührt den Landbewohner selbst weniger; wenigstens findet er sich mit diesem kaum zu bannenden Uebel gleichmütig ab. Mehr berührt ihn schon die Insektenplage, die sein Vieh in unglaublicher Weise belästigt. Wer in besonders vieh- und pferdereichen Gegenden die einschlägigen Geschäfte kennt, in denen der Landmann solche Insektenmittel kauft, weiß, daß ihm keine Summe für ein solches zu hoch ist.

Wollen sind dann noch diejenigen geflügelten Insekten, deren wir uns zu erwehren haben. Die angepriesenen und angewandten Mottenmittel besitzen meist nicht den ihnen zugeschriebenen Wert und absolute Wirksamkeit. Besonders gilt dieses vom Naphthalin, das ja in allen Formen unseren Hausfrauen angeboten wird. Insektenpulver, weißer oder spanischer Pfeffer in Pulverform, sind wohl die am meisten zum „Einnotten“ angewandten Mittel. Wenn der gewöhnliche Proletarier auch keine wertvollen Pelzfachen zu konservieren hat, so haben doch in manchen Jahren deren Wohnungsstücke und Winterkleider zu leiden. Klopfen, Kopsen und wiederum Klopfen ist in solchen Fällen das beste Mittel. —

Schließlich haben wir von geflügelten Schädlingen noch die Mücken zu betrachten. Der schon in der Stadt während der Woche genügend geplagte Industriearbeiter und Großstadtbewohner findet wegen der Mücken draußen auch oft keine rechte Erholung. Besonders am Wasser und in manchen feuchten Sommern, wie es der heurige war, tritt die Mückenplage recht in Erscheinung. Die hiergegen angepriesenen Mittel, als Mückenstifte, Melkenöl, Salmiakgeist, besitzen auch nur eine ziemlich problematische Wirkung. Der bekannte Salmiakgeist wirkt wohl unmittelbar nach dem Stich angewandt; doch wer merkt sofort die Stichstelle? Melkenöl und wohl auch die Stifte sollen prophylaktisch, d. h. vor-

beugend durch ihren Geruch wirken. Eine radikale Wirkung üben aber auch sie kaum aus. Die Umgegend mancher Städte hat besonders von Mückenarten zu leiden, besonders in der Nähe des Wassers. In manchen tropischen Gegenden, in denen das von Insekten verbreitete Malariafieber heimisch ist, hat man mit Erfolg auf die Oberfläche der Wassers Kohlenpetroleum ausgegossen; hierdurch wird die auf der Wasseroberfläche befindliche Brut und damit der Nachwuchs zerstört. Um auch kurz der Moskito zu gedenken sei erwähnt, daß z. B. das deutsche Hospital in Dar — das musterträchtig eingerichtet sein soll, inmitten eines vollstä. ge- geschlossenen Gezeuberzuges steht. Nicht ein Moskito stört dort die Ruhe der Kranken.

Von kriechenden Insekten, von denen man auch in der Stadt zuweilen heimgesucht wird, nennen wir zuerst die Ameisen. Auf die gleiche Weise wie die Fliegen führt man sie mit List und Tücke auf den Leim. Ein bekanntes Mittel zur Beseitigung solcher Ameisenplage ist folgendes: Mit Honigwasser getränkte Schwämme werden an geeigneten Stellen auf den Fußboden gelegt. Die Tiere kriechen begierig in die vielen Oeffnungen und Löcher der Schwämme, die man — wenn sie dicht besetzt sind — ins Wasser wirft. So radikal diese Vernichtungsmethode auch erscheinen mag, hindert sie doch nicht, daß immer wieder andere Ameisen herbeieilen. Hat man den Weg ihrer Herkunft entdeckt, so ist ihnen auf bequemere Art beizukommen. Durchkreuzt man nämlich ihren Weg mit einem breiten, dick aufgetragenen Kreidestrich, so zieht es ein großer Teil vor, lieber umzukehren. Der Strich soll hierbei nicht nach Regenmanier die Tiere bannen; es sind nur praktische Erwägungen, die diese Tiere zur Umkehr zwingen. Sie sondern nämlich an ihren Füßen eine Feuchtigkeit ab, die sich mit den Kreidepartikeln zu einem dicken Brei vermischt. Hierdurch wird den Tieren das Laufen derartig erschwert, daß sie lieber die Umkehr vorziehen. Selbstverständlich gibt es aber auch unter den Ameisen waghalsige Gesellen, die sich mutig durcharbeiten; die Mehrzahl wird aber fortblieben.

Etwas bedenkllicher und viel unangenehmer als das bereinigte Auftreten von Ameisen ist das anderer mit Recht gefürchteter „Haustiere“, nämlich das von Wanzen. Hier ist nun wieder die Großstadt und in ihr die Proletarier, die mit dem Segen der Terrain- und Häuser speculation auch die Wanzenplage erhalten haben, und im wahrsten Sinne des Wortes ausgefaugt werden. Eine Ausrottung dieser Qualgeister ist für den einzelnen Mieter schon deshalb aussichtslos, daß schon immer das ganze Haus ver- sucht ist, der Wirt die Sache ihren Gang gehen läßt und bei wirklicher Vertilgung in einer Wohnung sehr bald neuer Zug aus den benachbarten herbeikommt. Ein Eingreifen des Haus- wirtes ist aber deshalb geboten, weil es meist eingehenderer Men- dungen in der Wohnung bedarf. So ist eine neue Tapezierung wohl meist das Haupterfordernis zur radikalen Beseitigung der Tiere, da die Brutherde sich fast immer in den zwischen Wand und Tapete befindlichen Hohlräumen befinden. Hierbei mag die Ge- pflogenheit mitspielen, daß der Meister meist einfach mit kaltem Wasser angerührt wird. Zum richtigen „Aufschließen“ des Roggen- laus, aus dem das Kleistermehl wohl meist besteht, bedarf es aber kochenden Wassers. Ein kalt angerührter Kleister läßt nach dem Trocknen der Tapete eben solche Hohlräume entstehen, die dann die schönste Brutstätte für Wanzen bilden. Die Vertilgung erfordert aber auch sonst die größte Sorgfalt. Falls sich der Haus- wirt doch zu einer Neu-Tapezierung entschließt, sind alle in der Wand befindlichen Ritze und Spalten mit angerührtem Gips zu verschließen, so auch den Türrahmen, Fußleisten und besonders an dem Stuck an der Decke. Dann wäscht man die Wände mit Salzsäure ab und läßt sie trocknen. Bei der Behandlung von Betten und Möbelstücken ist mit größter Gründlichkeit zu verfahren. Beser als Pinsel eignen sich Federfahnen zum Einpinseln in sämtliche Fugen. Es sind nämlich am besten Flüssigkeiten zu diesen Ein- pinselfungen zu verwenden. Unter der Bezeichnung Wanzeninktur führen die Drogeristen meist ganz wirksame Mittel in ihren Ge- schäften. Eine Auflösung des bekannten Naphthalins in Äther oder Terpentin kann für wenig Geld auch vom Laien selbst her- gestellt werden, falls der Geruch nicht besonders unangenehm empfunden werden sollte. Im allgemeinen hat sich in diesem kalten Jahre die Wanzenplage nicht so besonders bemerkbar gemacht; immerhin ist bei vorhandenem Verdacht gerade die jetzige Zeit zur Vernichtung der jungen Brut die passendste. Das bekannte Insektenpulver besitzt auch einen gewissen Wert, sobald es wirklich gerstäubt und nicht nur „ausgestreut“ wird. Im ersten Falle wird es in der Luft sehr fein gerstäubt und gelangt so in die Atmungsorgane der Tiere. Bei der Entdeckung dieses Anzeigefiers ist in jedem Falle ein fortgesetztes Nachsehen und unaufhörliche Wachsamkeit dringendes Erfordernis des Wohnungsinhabers.

Ein anderes, zwar kleineres, aber deshalb nicht unange- nehmeres Tierchen ist der Floh, der sich in den Städten auch oft in Mißcredit bringt.

Während sich die Wanze in älteren Quartieren eingenistet hat, finden sich Flöhe gerade in neubezogenen Häusern sehr häufig. Diese auf den ersten Blick unerklärliche Tatsache findet in der Eigenart der Fußbodenfüllung ihren Aufschluß; besonders in Gegenden an der Peripherie, die früher Müllablagungszwecken dienten, findet man die Flohplage häufig verbreitet. Nach zwei- bis dreijährigem Alter der Bauten verschwindet die Plage

meist plötzlich — selbst im heißen Sommer — und ohne irgend ein Zutun. Die Mittel zur Vertilgung dieser munteren Springer verjagen auch fast immer. Das Aufwischen der Dielen mit mehr oder weniger stark riechenden oder desinfizierenden Flüssigkeiten — Jsol, Karbol, Salzsäure — bringt kaum eine Binderung. Eher ist da schon ein Aufschwischen zu empfehlen, das Chloralkali enthält und welches dann mit Essig versetzt ist. Es entwidelt sich dabei reines Chlorgas, das absolut tödlich wirkt. Abgesehen von der Grundursache ist auch hier wie bei den Wanzen die Erfolglosigkeit der angewandten Mittel in der Schwierigkeit der Vernichtung der jungen Brut zu suchen.

Bei einiger Mühe und Ausdauer nicht so schwer auszurotten sind die dem Großstadtbefucher nicht fremden Schwaben und Franzosen; Küchenbewohner, womit unser Erbfeind, der Russe, uns beglückt hat und die er Pruzki — Preußen — nennt. Das sicherste Mittel — Schweinfurter Grün — ist allerdings nicht immer anwendbar, seiner großen Giftigkeit wegen, zumal bei Anwesenheit von Kindern — schon geräuchert kann es beim Einatmen schädlich wirken — nicht immer zu empfehlen. Ein besonderes Augenmerk ist auf die Beschaffenheit der Leisten und der Mauer in der Nähe der Wasserleitung oder des Ausgusses zu richten. Besonders die große Schwabe hält sich mit Vorliebe an solchen feuchten Stellen auf und benützt Nisse im Fußboden, der Fußleiste oder der Mauer, die durch Feuchtigkeit gelitten haben könnte, zum Durchzug aus darunter liegenden Wohnungen. Durch Einblasen von Insektenpulver, das mit Borax gemischt ist, werden die Tiere betäubt, man kann sie am Morgen zusammensaugen und verbrennen. Ein-automatisch wirkende Schwabensalle erfüllt auch ihren Zweck. Die Falle wird halb mit Bier gefüllt und als Lockspeise ein mit Bier getränktes Stück Brot aufgelegt; die Falle wird jeden Tag fast gefüllt sein, bis alle Schwaben verschwunden sind. Ferner wird das Aufstellen von Borax und Kartoffelbrei empfohlen. Die Entfernung dieser Nideltiere ist jedenfalls leichter zu erreichen als die der hüpfenden oder kriechenden Bettbewohner. E. L.

Kleines feuilleton.

Musik.

Das kunstvolle Lied für Einzelstimme hatte in unserer Kultur zwei Blüteperioden. Die erste von ihnen kam auf der Höhe des Mittelalters, und zwar durch die ritterlichen Sänger. Damals scheint die Tonfolge sich möglichst eng, ohne Sonderansprüche, ohne die dem kunstlosen Liede verbleibende Tanzmetrik, dem dichterischen Text angelehnt zu haben. In den ersten Jahrhunderten der Neuzeit überwog das kunstvolle Lied für mehrere Gesangsstimmen (Madrigal und dergleichen); nur nebenbei gab es Kunstlieder für Einzelstimme, zumal für Lautenbegleitung. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts, beeinflusst durch das Volkslied und durch das Singspiel, sproßte dasjenige künstlerische Einzelstuck auf, an das wir heute gewöhnt sind. Wie sehr die Poesien von Goethe und von den Romantikern diese neue Kunstform belebt haben, wurde uns schon manchmal in Lieberabenden dargelegt. Doch im Gegensatz zu jenen mittelalterlichen Liedern war hier die musikalische Komposition für sich anspruchsvoller: sie schmiegte sich weniger eng dem Text an, betonte ihn zum Teil gegen den Sinn, und zeigte in ihrer meist etwas einförmigen Tanzmetrik die Spuren des Tanzliedes oder der „Tafelmusik“. Das gilt selbst noch, wenn gleich in stets abnehmender Weise, von den Schöpfungen unserer größten Musiker; am stärksten vielleicht von F. Mendelssohn, in ziemlichem Maße auch von Schubert und in merkwürdiger Weise noch von Schumann, bei dem namentlich die Mischung aus dem Anschmiegen an den Text und den Sonderansprüchen der Musik auffällt. Dagegen haben gerade diese Meister besonders Großes geleistet in einer Klavierbegleitung, welche den Gesamtgehalt des poetischen Liedes wiederzugeben sucht, mit Gleichgültigkeit gegen seine Einzelheiten. Den vielleicht größten Fortschritt machte Robert Franz, und zwar nicht nur durch die wundervolle Gesamtstimmung seiner Lieder, sondern ganz besonders durch das Eingehen auf eine sinngemäße Deklamation des Textes. In dieser Linie arbeiteten namentlich B. Cornelius und A. Ritter weiter. Dagegen bedeuten die Lieder von Brahms zwar zum Teil eine Vertiefung der Stimmungsmomente, in der Deklamation des Textes jedoch eher einen Rückschritt. Dann kamen Modernste, teils mit naturalistischer Charakteristik der Details, teils wieder mit dem Streben nach einheitlicher Stimmung, zumal durch die Klavierbegleitung, und mit Gleichgültigkeit gegen den melodischen Eindruck. Arnold Mendelssohn verwertete solche Fortschritte nur mit großer Besonnenheit und sucht sie mit traditionelleren Formen zu vereinigen. Insbesondere gelingt ihm eine wirklich vollstimmige Haltung in einem „Alten Liebeslied“ und überraschend charakteristisch in Goethes Gedicht „Die wandelnde Glode“. Daß daneben manches zum Vorschein kommt, was man mit einem unfreundlichen Lächeln als „reizend“ bezeichnen kann, soll nicht verschwiegen werden. Den tiefsten Eindruck machen wohl seine Vertonungen von düsteren Todesstimmungen, von Herbstgefühlen, vom starken Dulden der Liebe und dergleichen mehr. Hier haben seine Themen mit Vorliebe einen sehr geringen Tonumfang und wirken manchmal durch ganze Reihen von gleichen Tönen, nur mit sparsamen Abweichungen,

Diese Eindrücke hatten wir am Dienstag in einem der Konzerte des Berliner Tonkünstlervereins, die sozusagen als berufsgenössenschaftliche Veranstaltungen Komponisten von heute vorführen. Diesmal galt der Abend dem eben genannten Künstler allein. Er ist als Großneffe jenes Felix Mendelssohn im Jahre 1855 geboren, bekleidete mehrfache Lehrer- und Direktorstellen und schrieb vorwiegend Kantaten sowie ein paar Opern; unter diesen mußte „Der Varenhäuter“ hinter dem späteren gleichnamigen Werke von Siegfried Wagner zurücktreten, vielleicht mit Unrecht. (Ein jüngerer Komponist Ludwig Mendelssohn ist mit den beiden Genannten nicht zu verwechseln.)

Diesmal gab es auch Gelegenheit, eine der seltenen Altstimmen von wirklichem Altcharakter zu hören: wir hoffen, die Sängerin Agnes Leppheder mit ähnlichen für ihre Stimme passenden Kompositionen wieder hören zu können. — 82.

Naturwissenschaftliches.

Pilzzüchtende Käfer. Seit langem ist es bekannt, daß viele Ameisenarten Landwirtschaft treiben, Getreidekörner ansammeln und Gemüse oder Pilze züchten. Unbekannt dürfte es dagegen den meisten sein, daß auch Angehörige des Käfergeschlechts, denen man im allgemeinen keine sehr große Klugheit zuraut, sich als geschickte Pilzzüchter erweisen. Eine sehr interessante Beschreibung der Lebensweise dieser Tiere gibt Hagedorn in der „Nat. Wochenchr.“, die wir nach einem Referat aus „Himmel und Erde“ hier wiedergeben.

Nach ihrer Lebensweise lassen sich in der Familie der Vorkenkäfer, jener Unholde, die unsere Waldungen verwüsten, zwei große Gruppen unterscheiden, von denen die eine ihren Wohnstz zwischen Rinde und Splint des Wirtsbäumens haben, während die anderen ihre Gänge tief in das Holz hineindrehen. Diese letzteren sind die Gemüßbauern, und mit ihnen wollen wir uns hier beschäftigen. Die Gänge, welche die Holzbohrer in die Stämme hineintreiben, werden ausschließlich von dem erwachsenen Mutterkäfer ausgehagt. Sie sind in allen ihren zahlreichen Verzweigungen gleichmäßig dick. Alles Bohrmehl und die Auswurfstoffe werden sorgfältig aus der Wohnung herausgeschafft. Schon lange war es den Forschern aufgefallen, daß die Wände der Bohrgänge mit dichtem Pilzrasen bedeckt erschienen. Das Holz nimmt in der Umgebung der Pilze eine dunkle, fast schwarze Färbung an, und man erhält den Eindruck, als wären die Gänge mit glühenden Drähten ausgebrannt. Diese dunkle Verfärbung ist für die Gangsysteme der Holzbohrer äußerst charakteristisch. Von den hierher gehörenden Käfern legen die Gattungen *Platypus* und *Achiloborus* gemeinsame Kammern an, in denen sowohl die Eier wie auch die Larven und Puppen nebeneinander aufbewahrt werden; bei den Gattungen *Phloeoterus*, *Corthylus* und *Pterocyclon* hingegen herrscht eine wohlgeordnete Brutpflege, jede einzelne Larve steckt in einer besonderen von dem Mutterkäfer ausgehagten Zelle und wird hier sorgsam mit zarten Pilzfäden gefüttert. Nach den Untersuchungen Hubbards soll jede einzelne pilzzüchtende Vorkenkäferart ihren ganz bestimmten Pilz besitzen und züchten, ja es kann geradewegs als Ausnahme gelten, wenn zwei nahe verwandte Käferarten einmal denselben Pilz besitzen. Die Kultur der Pilze scheint von der Natur der Wirtsbäume ziemlich unabhängig zu sein, denn wir finden, daß die gleichen Käferarten auch stets den gleichen Pilz bauen, ganz gleichgültig, ob sie ihre Wohnung in einem Laubbaume oder in Nadelhölzern aufgeschlagen haben.

Während man bei den Gattungen der Holzbohrer mit gemeinsamen Familienwohnungen hauptsächlich Pilze mit aufrechtstehenden Fruchtträgern findet, die an ihren Enden kuglig aufgetriebene Zellen, sog. Conidien, tragen, züchten die Arten mit geordneter Brutpflege Pilze, die in Gestalt von Ketten kugliger Zellen auftreten, welche in unregelmäßiger Anordnung nebeneinander liegen. Alle Pilze zeichnen sich durch großen Saffreichtum aus, besonders die Conidien glänzen wie „Tautropfen“. Da sie in den Zeiten des starken Wachstums in großer Menge entstehen, sehen die Wandungen der Freßgänge aus, als wären sie mit „Kraureif“ überzogen. Die wichtigste Nahrungsquelle für die jungen Larven bilden die frischen Fruchtträgerspitzen mit den saftigen Conidien, „sie rupfen sie ab, wie Kälber die Blütenköpfchen des Klee“. Die erwachsenen Käfer dagegen sind sparsamer und weiden den Pilzrasen immer bis dicht zum Boden ab. Das ist aber auch durchaus notwendig, denn bei der starken Vermehrung und dem üppigen Wachstum der Pilze können sie leicht zu einer drohenden Gefahr für ihre Pfleger werden und sie durch ihre Masse ersticken. Namentlich bei geschwächten und mitgliedern Armen Käferfamilien wird diese Gefahr akut. Die Tiere vermögen das Wachstum der Pilze durch Fressen nicht mehr genügend einzudämmen und gehen am Erstickungstode zugrunde, nachdem sie vorher in ihrer Angst und Aufregung Pilzkulturen, Eier und Larven zu einem unformlichen, Heisterähnlichen Brei zerstampft haben.

Wie bei den Gartenbau treibenden Ameisen wachsen auch bei den Vorkenkäfern die Pilze nicht zufällig, sondern sind vollständig auf die Pflege der kleinen Gärtner angewiesen. Vorsichtig werden zuerst aus Holzmehl Becke hergestellt und mit einem Teile der Extremitäten gedüngt und dann erst die Pilzfäden darauf ausgepflanzt. Da zum Gedeihen ihres Gemüßes eine gewisse Feuchtigkeit notwendig ist, findet man die Holzbohrer niemals in vollständig abgestorbenen und ausgetrockneten Baumstämmen, sondern es muß immer noch etwas Safffluß herrschen. Deckt man die Wohnung der Pilzzüchter auf, so aeraten die Tiere in gewaltige Auf-

egung, stürzen sich dann aber sofort auf ihre Kulturen und suchen erschreckt, soviel ein jeder kann, von der kostbaren Nahrung zu zehren. —

Hygienisches.

Heilstätten und Zahnpflege. Es beginnen jetzt wieder die Winterkuren in den Lungenheilstätten und alle, die in der ersten Hälfte des Winters Aufnahme finden, sind wohl schon benachrichtigt. Jeder, der zur Kur zugelassen ist, kann mit der frohen Gewißheit forgehen, daß die Krankheit bei ihm noch im Anfangsstadium ist und auf bedeutende Besserung rechnen. Das Loslösen von allen äußeren Sorgen, die kräftige Kost und vor allem die frische, reine Luft machen den Aufenthalt in den Heilstätten den meisten zu einem großen Sonntag, an dem er von der Alltagsarbeit ausruht. Man muß aber am Montag vorsorgen, daß der Sonntag nicht gestört wird, und eine Arbeit, die noch in den Alltag gehört, ist die Instandsetzung seiner Zähne. Das ist vielleicht keine ganz angenehme Sache. Wer aber wirklich Nutzen von seinem Aufenthalt haben will, der wird das leicht einsehen. Ich meine jetzt noch gar nicht einmal die Zahnschmerzen, obgleich sie recht unangenehm werden können und sich nicht in den Stunden einstellen, in denen wir sie am wenigstens betragen können, z. B. des Nachts im Bett, wenn nichts die Aufmerksamkeit von ihnen ablenkt.

Schlimmer ist es aber, daß die schöne, reine Luft durch alle die fauligen Dünste zerstört wird, die sich in der Munde entwickeln und die natürlich auch in die angegriffene Lunge gelangen. Wie arg diese Dünste sind, kann man bei manchem Nebenmenschen mit ungeschlammtem Mund schon einige Schritte weit riechen, die sich selbst merkt man leider nichts davon. Und das Essen! Essens kann es mit den schadhafte und fehlenden Zähnen nicht recht gut und vom Magen nicht rasch und vollständig verdaut werden. Schlechte Zähne sind also mangelhafte Ausnützung der Nahrungsmittel. Dann verderben sie uns aber noch das Essen, indem sie faulende Stoffe, Bakterien usw., die sich in den Zahnhöhlen bilden, zwischen die Speisen mischen. Wie derartig verschlechtertes Essen auf den Magen wirkt, kann sich jeder denken.

Es dauert meist 2-3 Monate, bis ein Platz im Erholungsheim frei ist. Diese Zeit läßt sich gut benutzen, um die Zähne in Ordnung zu bringen. Sie müssen gereinigt werden, damit nicht Zahnstein das Zahnfleisch entzündet; Löcher sollen plombiert und, wenn irgend möglich, fehlende Zähne ergänzt werden.

Das ist Alltagsarbeit, sie muß vor dem Erholungsaufenthalt erledigt werden. Draußen im Freien, an unserem Sonntag, wollen wir nur so weit an unsere Zähne erinnert werden, als wir mit Behagen in einen Apfel oder in ein knuspriges Brötchen beißen.

Physiologisches.

Die Empfindlichkeit der Eingeweide. Heute kommt glücklicherweise kaum noch jemand in Gefahr, außer im Gefolge von Unglücksfällen, die Empfindlichkeit seiner inneren Organe gegen Verletzungen zu erproben. Früher aber, als der Segen der Narkose noch unbekannt war, mußten die Operationen, wenn sie sich überhaupt an solche Organe heranwagten, eben ohne Rücksicht auf die Vereitung von Schmerzen vorgenommen werden, und der Arzt konnte im besten Falle damit rechnen, daß der Patient zur rechten Zeit in eine tiefe Ohnmacht fiel. Die wenigen Leute, die das Recht gehabt hatten, eine solche Erfahrung zu machen, haben berichtet, daß ein Messer, das den Darm durchschneidet, keine andere Empfindung verursacht als die eines kalten Gegenstandes, aber nicht das geringste Schmerzgefühl. Gründliche Untersuchungen über die Empfindlichkeit der Eingeweide sind dann vor einiger Zeit von Dr. Lennander gemacht worden, und zwar während des Verlaufs von Operationen. Dabei hat sich ergeben, daß das an den Wundungen anliegende Bauchfell für alle operativen Maßnahmen äußerst empfindlich ist. Durchaus unempfindlich dagegen sind in der Tat der ganze Darmkanal, das Gefäß, der Magen, der vordere Rand der Leber, die Gallenblase, die Harnblase und das Drüsengewebe der Leber. Diese Organe sind sogar gegen Wärme- und Reize stumpf. Auch das Bauchfell scheint nur gegen Verletzungen empfindlich zu sein, nicht aber gegen Berührung und Wärme. Gleichfalls unempfindlich sind die Lungen und die vordere Wand der Luftröhre, außerdem die Schleimhäute des Mastdarms. Im allgemeinen sind die Organe, die ihre Nerven von den sogenannten visceralen Nervenstämmen erhalten, unempfindlich, während alle Nerven, die sich von den sogenannten somatischen Stämmen her verzweigen, empfindlich sind. Wahrscheinlich erleiden diese Nerven doch gewisse Ausnahmen, indem auch die sonst unempfindlichen Organe durch krankhafte Veränderungen schmerzhaft werden oder wenigstens zu schmerzhaften Empfindungen Veranlassung geben können, wie ja die Erfahrung leider lehrt. —

Humoristisches.

— Die verprügelte Majestät. Es jagde, die Frankenkönigin, verlas die Thronrede stehend, da ihr der Stationsarzt das Gigen verboten hatte.

— Der „Kunstwart“. „Sagen Sie, Herr Baron, haben Sie sich nie mit Kunst beschäftigt?“ — „Aber ich bitte Sie, Gnädigste, habe fünf Jahre mit 'ner Sägerin Verhältnis gehabt.“

— Der geizige Kunde. „Haarwuchsmittel kauft er nicht, Schnurrbartbinde braucht er nicht — ich werd' ihm mal 'n Dyrzypfeln abschneiden, damit er mir für 'n Groschen Gelpflaster abkauft!“

(„Luftige Blätter.“)

Notizen.

— Die monatlich erscheinende *Musikmappe* (50 Pf. pro Heft, Verlag W. Bobach u. Co., Berlin, Leipzig und Wien) kultiviert das Gebiet der Tänze, der Salonstücke und Lieder. Also sogenannte Unterhaltungsmusik. Wertvoller als dieser Teil ihres Programms will uns die Beilage zu den Liederheften: *Lieder- und Kommerzbuch fürs deutsche Haus* dienen, denn es ist eine alte Erfahrung, daß zu den alten lieben deutschen Volksliedern die Harmonien in der Regel fehlen. Ein Mangel beim häuslichen Genuß dieser Schätze, dem das Bobachsche Unternehmen abhilft.

— Eine ärztefeindliche Stiftung. Eine merkwürdige Stiftung ist der Stadt Paris von einem reichen Geschwisterpaar, Herrn und Fräulein Soller angeboten worden. „Die *Assistance publique*“, das städtische Wohlfahrtsbureau soll eine Million Frank erhalten, mit der Bestimmung, daß aus den Erträgen dieses Kapitals ein medizinischer und chirurgischer Kontrolldienst in den Krankenhäusern eingerichtet werden soll, der durch „kompetente, verantwortliche Männer der Wissenschaft, die aber keine Ärzte sein dürfen“, versehen wird. Der mit dem Studium dieser Angelegenheit beauftragte sozialistische Gemeinderat Heppenheimer schlägt der kommunalen Vertretung vor, die Schenkung im Prinzip anzunehmen. Was aber die in den Hospitälern tätigen Ärzte zu der „Kontrolle“ sagen werden, ist noch fraglich. Die Spende ist wohl durch die ärztefeindliche Sensationsliteratur angeregt worden, die auf den Boulevards jetzt namentlich durch ein didaktisches Buch mit dem Titel: „*Défense la peau contre ton médecin*“ („Wehr Dich Deiner Haut gegen Deinen Arzt“) vertreten ist. Jedenfalls wird ein von Nicht-ärzten besorgter Kontrolldienst das Vertrauen der Bevölkerung zur ärztlichen Kunst und Gewissenhaftigkeit nicht gerade heben.

— Der Eiffelturm als Stadtuhr. Die Pariser haben nun eine in allen Stadteilen — wenigstens von den Dächern — sichtbare öffentliche Uhr bekommen, die allerdings nur in den Abendstunden funktioniert. Seit einigen Tagen zeigt der Eiffelturm nach Einbruch der Dunkelheit mit leuchtenden Niesenziffern die Zeit an und setzt Männlein und Weiblein in Stand, ihre Uhren astronomisch genau zu regulieren und etwa vereinbarte Rendezvous pünktlich einzuhalten. Der Apparat ist auf dem zweiten Stockwerk angebracht. Auf dem dritten wäre zwar sein Sichtbarkeitsstrahl größer gewesen, aber es wäre unbewaffneten Augen kaum möglich geworden, die Zeit abzulesen. Bisher hatten die Pariser als offizielle Zeitweiser nur die Kanonenschiffe, die mittags im Hofe des Palais Royal und zuletzt auch vom Eiffelturm abgegeben wurden. Die geringe Zahl und die Unzuverlässigkeit der öffentlichen Uhren ist oft beklagt worden. Freilich ist die neue Einrichtung mehr ein dekorativer Effekt, der im Publikum die Illusion aufrechterhalten soll, daß der Eiffelturm, dessen Erhaltung recht viel Geld kostet, zu irgend etwas gut sei.

— Aussterben eines nordibirischen Volkstammes. Aus den unwirtlichen Gefilden des riesengroßen nordibirischen Geländes kommt die Nachricht von dem Aussterben eines Volkstammes. Es handelt sich um die bisher besonders im Bezirk Njominak nomadierenden Lungen, die Stammesangehörigen jener Gegend, die sich dem russischen Eschin in früheren Zeiten niemals unterwerfen wollten und daher den mannigfachen Verfolgungen ausgesetzt waren. In der letzten Zeit aber hat sich die russische Regierung um die Eingeborenen Sibiriens, zumal um die im hohen Norden, überhaupt fast gar nicht bekümmert. Das Aussterben nahm rapide zu und jetzt wird nun auch offiziell bestätigt, daß ein solcher verlassener Volkstamm gänzlich eingegangen ist. Eine der Ursachen des Aussterbens ganzer Stämme in Nordibirien dürfte wohl der übermäßige Alkoholgenuß sein, andererseits aber hat die große unerbittliche Hungersnot reichliche Ernte gehalten. Die Nomadenvölker Sibiriens werden seitens der russischen Regierung, die Sibirien schon länger als dreihundert Jahre besetzt und russifiziert, wie Stiefkinder behandelt.

— Die Räderabnutzung im Eisenbahnbetrieb ist neuerdings wissenschaftlich festgestellt worden. Wenn ein Eisenbahnwagen 1000 Kilometer zurückgelegt hat, so hat jedes Rad durchschnittlich 85 Gramm abgenommen. Hatte man gebremst, so ergab dies noch einen weiteren Verlust von 45 Gramm. Täglich und stündlich geht diese raslose Verminderung vor sich. Dazu kommt noch, daß die Räder sich nicht rund erhalten, so muß denn gefeilt und geglättet werden. Auf diese Weise geht das meiste verloren. Zuletzt, wenn das Rad zirka 50 Kilogramm an seinem ursprünglichen Gewicht verloren hat, wird es zur Werkstätte abgeführt und wieder abgedankt. Bis es dahin kommt, hat ein gebremstes Rad die Strecke von 95 000 Kilometer, ein ungebremstes dagegen eine solche von 145 000 Kilometer befahren, im Durchschnitt kann man 125- bis 130 000 Kilometer rechnen. Hiernach läuft das Rad eines Personenzugens zirka 6 Jahre, das eines Güterzugens etwa 8 Jahre.